basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Rund um <Café Spitz> und Vogel Gryff

Autor(en): Hans Bühler

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1968

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/951ede51-f052-4db4-8b68-c1b96b442345

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Rund um «Café Spitz» und Vogel Gryff

Von Hans Bühler

Viel ist in den letzten Jahren über das «Café Spitz» geschrieben und gesprochen worden, denn tatsächlich bietet es schon seit langem einen trostlosen Anblick. Was heute von dem ehemals bedeutenden Bau übrig geblieben ist, gleicht einer Ruine. So freut man sich aufrichtig, daß, nach dem neuesten Modell zu schließen, sich eine Lösung hat finden lassen, die in baulicher und ästhetischer Hinsicht gleich gut ist. Man darf die berechtigte Hoffnung haben, daß in absehbarer Zeit sich am Kleinbasler-Brückenkopf ein neues «Café Spitz» erheben wird, das seiner unvergleichlichen Lage gegenüber dem Münster würdig ist.

Das «Café Spitz» steht also vor einer neuen Wandlung. Es ist nicht das erstemal, daß es seine Gestalt wechselt, und reich ist die Geschichte dieses interessanten Hauses, das eines der wichtigsten der minderen Stadt gewesen ist während Jahrhunderten. Vielen dürfte noch bekannt sein, daß es einmal das «Richthaus» Kleinbasels war. Aber diese Bezeichnung erhielt es erst in der Zeit, als die administrativen Funktionen zur Hauptsache an die große Stadt übergegangen waren nach der Gründung Kleinbasels. Erst nach dem Bau der Rheinbrücke im Jahre 1225 durch Bischof Heinrich von Thun konnte sich das bescheidene Dorf zur Stadt entwickeln. 1392 wurde sie mit Großbasel zusammengeschlossen, gehörte kirchlich aber noch bis 1803 zum Bistum Konstanz. Früher wurde das «Richthaus» durchwegs mit «des rates hus» bezeichnet. Das älteste Rathaus von Kleinbasel stand allerdings nicht an oder auf der Rheinbrücke, sondern an der Ecke Greifengasse / Untere Rheingasse und trug den Namen «zem witen Keller». Wahrscheinlich erst im Jahre 1289 fand die Verlegung des «Richthauses» an die Brücke statt. In diesem Jahre gab das Kloster Klingental dem Rat ein Haus auf der Rheinbrücke, das den Namen «der Teschin hus» trug, tauschweise um die

vor dem alten Rathause gelegenen (Fleisch-) Schalen; der Rat erhielt diese wieder gegen Zins geliehen vom Kloster. Eine Urkunde vom 2. Februar 1289 berichtet: «Der Rath von minderm Basel thut kund: Die Frauen von Klingenthal haben uns tauschweise abgetreten daz Huz, daz uf der Rinbrugge stat, mit allem dem Rechte, als si ez hatten.»

Eine andere Urkunde: «Klingenthal verkauft dem Priester Zinse von der Schol in Kleinbasel: Der priester Johans, dem man spricht ze dem heiligen Cruce, hat gekofet drü pfunt geltez uf den schalen ze der minren Basel, umbe die wir ze wehel gaben der Teschin hus uf der Rinbrugge dem rate. Un de selbe hus sun wir han zeim vraze, ob uns an den schalen ab gienge, de wir ez uf dem huse han.»

Hier also wirkte der Schultheiß, der die wichtigste Stelle in der sich rasch entwickelnden kleinen Stadt einnahm. In einer Urkunde vom 22. Dezember 1255 wird als erster Träger dieses Amtes Schultheiß Siegfried genannt. Zehn Jahre später wird dieses Amt wieder erwähnt und in einem Tauschvertrag von zwei Mühlen berichtet; dieser Vertrag wurde abgeschlossen zwischen den Kleinbaslern Heinrich Brotmeister und Heinrich Suiz. An dieses Pergament hängten zur Bekräftigung des Handels ihre Siegel Bischof Heinrich, der Prior und der Konvent von St. Alban, und Schultheiß Konrad Geisriebe; dies läßt den Schluß zu, daß die «kleine Stadt» damals noch kein eigenes Siegel besessen haben kann. Interessant ist, daß in diesem Dokument nicht nur der Schultheiß, sondern auch die Richter mit Namen aufgeführt sind; diese stellen gewissermaßen die Aristokratie des damaligen Kleinbasel dar. Es werden genannt: Werner Hirceli, Konrad Böller, Heinrich Schmied, Johannes von Haltingen, Konrad Diethers Sohn, Chono von Istein, Heinrich von Laufenberg und Berthold Wucherer. Diese Gruppe von Namen läßt deutlich eine selbständige Kleinbasler Behörde erkennen.

Das Richthaus auf der Rheinbrücke war anfänglich klein, und erst allmählich erhielt es seine spätere Gestalt, verschiedene kleine Häuslein sind in ihm aufgegangen. 1451 stieß das Haus des Schultheißen Hans Ulrich von Wildeck bei der St. Niklauskapelle an das Richthaus; später wird berichtet,

daß dieses außer an die Brücke, Straße und das Rheinufer nur noch an die St. Niklauskapelle grenze. Diese Niklauskapelle ist dann im 19. Jahrhundert dem sog. «Merianflügel» geopfert worden, also dem uns allen bekannten großen Trakt mit dem Erker und der Durchfahrt zwischen Rheinweg und Rheingasse.

1792 schreibt der Waisenhauspfarrer Huber in seinem «Statutarium Basiliense» über das Richthaus: «Der untere Teil des Hauses dient zu der Eidsleistung der Bürgerschaft des Minderen Basels und der Hintersassen, die in der Kleinen Stadt wohnen. In dem obern Teil sind die Zimmer, wo das Stadtgericht, das Gescheid und das Quartier der Mindern Stadt ihre Sessiones und Gebotte halten. Auf diesem Hause hat auch der erste Amtmann des Stadtgerichts im Mindern Basel seine Wohnung. Gleichfalls hat die Bürgerwacht der Kleinen Stadt in diesem Hause sein corp de garde oder Wachtstube.

Auf dem Türnlein befindet sich ein Stüblein für den Turnbläser, dessen Pflicht ist, des Nachts die Stunden anzuzeigen und bei entstehenden Bränden das Lärmzeichen zu geben und zu stürmen. — Auf dem Richthaus jenseits befindet sich eine Gefangenschaft, der St. Niklausthurm genannt, in welche das Gericht jenseits und der Schultheiß der mindern Stadt Fehlbare einzusetzen Gewalt haben. 1634 Amtmann Fink wird wegen Ungehorsam und ausgestoßenen unverantwortlichen Reden in diese Gefangenschaft erkannt; da er sich aber widersetzte und den Degen zuckte, wird er in den Wasserthurn gesetzt. 1650 Amtmann Scherb wird wegen Trunkenheit und Händeln mit seinem Collega für 2 Tage in St. Niklausthurm gelegt.» — In dieses Gefängnis, das kurz St. Klaus geheißen wurde, kamen etwa auch Sünder und Missetäter aller Art aus den Gemeinden Riehen, Bettingen oder Klein-Hüningen in Haft; hier hatten sie die weitern Verhandlungen abzuwarten.

Eine kurze Zeit, von 1659 bis 1660, trat auch das Ehegericht hier zusammen, nachdem es früher im «Obern Collegio» seines delikaten Amtes gewaltet hatte; nach 1660 bezog es das Haus «zum Seufzen». In der «Methodus apode-

mica» Theodor Zwingers vom Jahre 1577 wird dieses Haus als «Andrion Nobilium» bezeichnet und in Felix Platters Stadtbeschreibung von 1610 als «Zunft zum Seufzen, der Edelleute Stuben». Ob der Name symbolisch zu deuten ist für seine Funktion als Haus des Ehegerichtes, sei dahingestellt. Es bildete das Eckhaus beim Birsigbrücklein, wo heute die Marktgasse beginnt.

Der jährliche Eid, welchen die Bürgerschaft den von Gott eingesetzten «Gnädigen Herren» zu leisten hatte, erfolgte im 15. Jahrhundert in der St. Niklauskapelle, im 16. Jahrhundert aber getrennt auf den Häusern der Drei Ehrengesellschaften; und nochmals später vollzog sich die Feier im «Richthause». Der Schwörtag der «Minderen Stadt» erfolgte immer eine Woche nach dem «Schwörtag der Bürgerschaft der Mehreren Stadt», also am zweiten Sonntag nach der Einführung «E. E. Regiments». An diesem hohen Festtag begab sich der neue Oberstzunftmeister in Begleitung des Ratschreibers, eines Kanzlisten und aller «obrigkeitlichen Bedienten» nach der «Mindern Stadt», wo alle Angehörigen der Drei Ehrengesellschaften sich im «Richthause» versammelt hatten. Der Schultheiß von Kleinbasel, die Räte und die Vorgesetzten der Drei Ehrengesellschaften pilgerten in feierlichem Zuge bis zum «Käppelijoch» auf der Brücke, wo sie den Oberstzunftmeister mit seiner würdigen Begleitung abholten. Im «Richthause» ergriff dann der Oberstzunftmeister das Wort und erklärte feierlich und umständlich die Ursache seines Hierseins und forderte «zu Handen Unserer Gnädigen Herren» der versammelten Bürgerschaft Kleinbasels den Eid ab. Der Schultheiß seinerseits erwiderte in ebenso wohlgesetzter wie umständlicher Gegenrede, daß die «Ehren-Bürgerschaft der Minderen Stadt» willens sei, den Jahreseid zu schwören, der, nachdem er im Wortlaut verlesen, dann auch beschworen wurde. Nach dem geleisteten Eide zog der Oberstzunftmeister mit seinem ganzen Gefolge und in Begleitung des Schultheißen, der Räte und der Vorgesetzten feierlich nach St. Theodor, wo der dortige Pfarrherr die eben vorgenommene Handlung zum Grundthema seiner erbaulichen Predigt zu nehmen sich entschlossen hatte. In zu Herzen ge-

henden Worten ermahnte er zu strengem Gehorsam und flehte auf die perückenumrahmten Häupter der «Gnädigen Herren» Gottes Segen herab, die gerecht, aber väterlich streng zu regieren und sich um das Wohl der ganzen Bürgerschaft einer löblichen Stadt Basel zu sorgen gewohnt waren.

1803 wurde im «Richthaus» das Zivilgericht der «Minderen Stadt» untergebracht und blieb in diesem Hause bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1821; eine Stube wurde an ein «Kämmerlein» vermietet und 1831 ein Katasterbureau eingerichtet. Ein wichtiger Wendepunkt ist das Kaufgesuch der Drei Ehrengesellschaften im Mai 1835. Nach langen Verhandlungen konnte am 2. Juni 1836 ein Kaufvertrag mit dem Baukollegium (= Baudepartement) abgeschlossen werden; für «Richthaus» und «Bruckhaus» mußte ein Preis von 12 800 Franken bezahlt werden. Damit verbunden war die Verpflichtung, das alte «Richthaus», das seit 1798 kaum mehr benützt wurde, neu aufzuführen und ein «der Stadt als Zierde gereichendes Gebäude» zu erstellen. Vorbehalte wurden noch gemacht wegen der Wachtstube, dem Spritzenlokal, dem Raum für Werkzeuge des «Bruckknechts» und der Stadtuhr. Auch das «Bruckhaus» war dem Untergang geweiht; es stand auf freistehenden steinernen und hölzernen Pfeilern neben der Brücke und war dem ehemaligen Richthaus vorgebaut. Ein Teil dieses kleinen Hauses stand am Platz der heutigen Terrasse. Hier befand sich auch die «Wohnbehausung» des Brückenaufsehers, der für den Unterhalt der Rheinbrücke verantwortlich war.

Das «Richthaus» war architektonisch ein interessanter Bau; es stand frei auf kräftigen steinernen Pfeilern wie das «Bruckhaus»; es fehlte ihm deshalb ein eigener Kellerraum. Der zum «Richthaus» gehörende Keller befand sich unter dem Nachbarhaus «zum Schwalbennest». Eine Notiz von 1726 vermerkt: «Ein jeweiliger auf dem Richthaus im Mindern Basel wohnender Amtmann soll 5 Pfund jährlich auf Weihnachten wegen dem Keller allda angewandter Bawkösten von 200 Pfund.»

In nächster Nähe befand sich auch noch ein Sodbrunnen, von dem bereits Theodor Zwinger 1577 spricht, und Felix

Platter vermerkt in seiner Stadtbeschreibung: «Das Richthaus daran ein Sodbrunnen».

Die drei Ehrengesellschaften hatten bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts viele Verpflichtungen zu erfüllen. Gleich wie die Zünfte in Großbasel hatten sie in erster Linie für die nächtlichen Wachen und in kriegerischen Zeiten für Bewachung der Tore und Stadtmauern zu sorgen und, was besonders wichtig war, das Kriegsaufgebot und die Musterung anzuordnen; weiter war ihnen Schlichtung von Streitfällen und die Aufsicht über Waidgang, Weinlese und Nußernte übertragen. Die Repräsentierung des Gewerbes hingegen stand den Zünften zu, den konstitutionell verwandten, aber bedeutenderen Organisationen. Die Helvetik entmachtete dann die Zünfte vollständig, ihre politischen Rechte gingen für immer verloren. Nach dem Untergang der alten Zunftherrlichkeit finden Zünfte und Gesellschaften ihre Aufgaben vor allem in der Gemeinnützigkeit, in der Pflege der Geselligkeit und des Althergebrachten.

Die Kaufpublikation vom 19. August 1836 des oben erwähnten Vertrages lautete: «Es verkauft das Baukollegium an die drei Ehrengesellschaften jenseits das Richthaus nächst der Rheinbrücke, No. 2, vornen auf die Straße, mit zwei Seiten gegen den Rhein und mit der hintern langen Seite an Georg Fausel, Pflasterer, und die ehemalige, Karl Witlin gehörende, St. Niklauskapelle nebst einem unter Nr. 3 (Fauselsche Wohnung) befindlichen Keller samt Kammer und Ausgang zwischen der Fauselschen Wohnung und der ehemaligen St. Niklauskapelle durchführender Ausgang an der Rheingasse mit darauf haftenden Serwituden.»

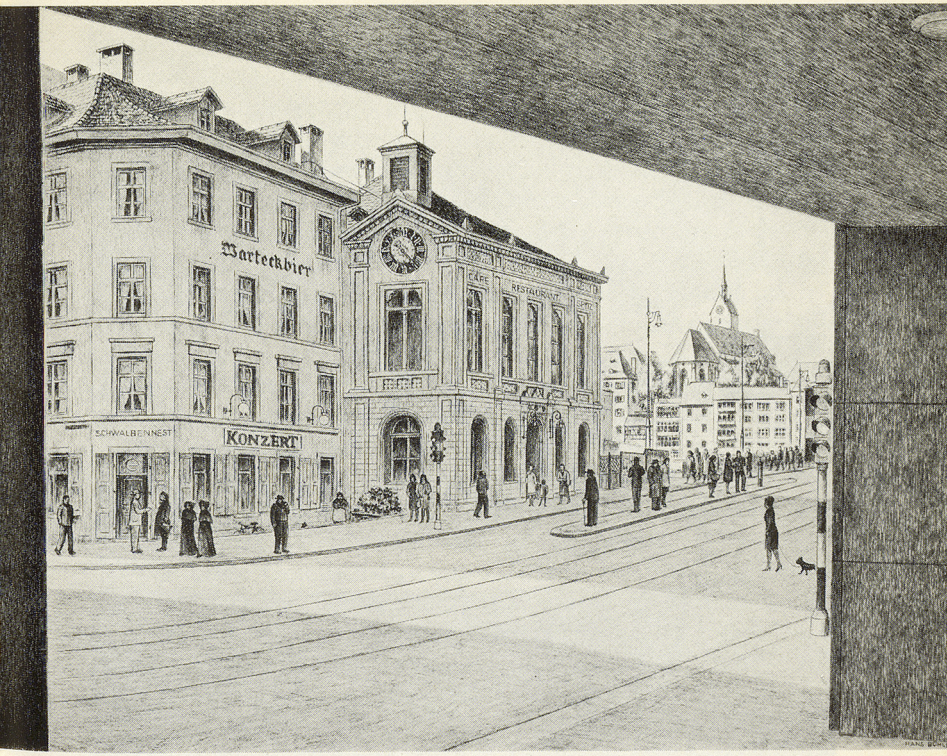
Die Neugestaltung des Gesellschaftshauses der Ehrengesellschaften wurde dem Architekten und späteren Bauinspektor von Basel Amadeus Merian übertragen, der eben in seine Vaterstadt nach Studienaufenthalten in München und Budapest zurückgekehrt war. Der ältere vordere Teil ist zwischen 1838 und 1840 entstanden und am 11. Juli 1841 mit großen Festlichkeiten eingeweiht worden. Er ist ein einfacher Baukubus, dessen rheinwärtige Fassade zwei einachsige Seitenrisalite aufweist und in der Mitte als Betonung unter den mitt-

leren drei Fenstern des 1. Stockes einen Balkon mit zierlichem Gitter besitzt, das die Wappen der drei Gesellschaften zeigt. Das mittlere typisch romantische Rundbogenfenster des Erdgeschosses, der Terrasseneingang, ist größer gehalten als die übrigen. Die Fenster des ersten Stockes aber sind in den obern Ecken durch Palmetten-Konsolen geziert, und reich ist der Schmuck am Eingang zur Greifengasse mit seinen Wappen, Palmetten, Akroteren, den reizvollen Verzierungen an den Hausecken und dem gedrehten Rundstab. — Das Café Spitz erfreute sich von Anfang an eines regen Besuches, so daß ein Anbau sich bald als nötig erwies, der 1859 ebenfalls von Amadeus Merian zu Ende geführt und 1860 seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Das neuerbaute Haus hieß anfänglich «Café National». Der heutige Name «Café Spitz» ist vom Volksmund erfunden und geht zurück auf das kleine, quadratische, spitze Türmchen über der Uhr, das an das alte Türmchen erinnert. Der Name «Café National» ist vergessen, «Café Spitz» ist geblieben und ein eigentlicher Kleinbasler und Basler Begriff geworden. — Vor dem Bau des gemeinsamen Gesellschaftshauses hatte jede der drei Gesellschaften ihr eigenes Haus, und getrennt waren auch die «Mähli» abgehalten worden. 1838 fand der erste gemeinsame Umzug und das erste gemeinsame «Gryffemähli» statt. Um keiner der drei Gesellschaften den Vorzug zu geben, wechselt seither der Turnus des Vorsitzes und somit auch der Tag des «Gryffemählis»: unverrückbar hat jede der Ehren-Gesellschaften ihren Tag. Dieser fällt für die Gesellschaft «zur Hären» auf den 20. Januar; ihr Haus, das gänzlich verschwunden ist, stand ganz in der Nähe des «Café Spitz» an der Oberen Rheingasse auf dem Areal des heutigen «Hotel Hecht»; es lehnte sich an die St. Niklaus-Kapelle, die bereits 1255 errichtet worden war. Diese ihrerseits stieß an den ersten neuen Bau des «Café Spitz». Die Liegenschaft des Gesellschaftshauses «zur Hären» wird bereits 1321 erwähnt. Zwischen diesem Haus und der Kapelle befand sich der alte Durchgang zum Rhein, der dann später den Namen St. Niklausen- oder Härengäßlein trug und den Felix Platter «das Rhingäßli, da die Roßtränke zum

Rin hinab gat» nennt. Im 16. Jahrhundert dürfte die Ehrengesellschaft «zur Hären» ihr Haus neu aufgebaut haben; es war ein spätgotischer Bau mit außerordentlich schönen Fenstern und dem Gesellschaftswappen über der Tür. Nach der Reformation wurde die anstoßende St. Niklaus-Kapelle profaniert und diente bis 1803 erst als Salzmagazin, bis 1813 als Reitschule, später als Stallung und Remise. Ein Teil der Kapelle wurde als «kleine Stube» für die Gesellschaftsbrüder eingerichtet, und direkt über der erwähnten Durchfahrt lag die Wohnung des Stubenknechts. Diese «Trinkstube» stellten 1749 bei der Erneuerung des Käppelijochs die Gesellschaftsbrüder dem Bauamt als Schlafraum für die Bauarbeiter zur Verfügung, da sich kein anderer hatte finden lassen. Als Dank ließ später das Bauamt hier einen Gußofen in die «große Stube» stellen, der die Symbole der drei Ehrengesellschaften trug. Das Bild des «Wilden Mannes» war sowohl auf der Hausfassade gegen den Rhein als auch gegen die Rheingasse gemalt, hier zwischen der Wohnung des Stubenknechtes und der Kapelle. 1857 entstand dann auf dem Boden des alten Gesellschaftshauses «zur Hären» der neue Gasthof zum «Weißen Kreuz», später «Du Pont», heute «Hotel Hecht» bezeichnet; an Stelle der St. Niklauskapelle aber wurde der Erweiterungsbau des gemeinsamen Gesellschaftshauses errichtet, der, wie oben vermerkt, 1860 eingeweiht werden konnte.

Das Gesellschaftshaus der Rebleute, das «Rebhaus» an der Riehentorstraße, ist das einzige noch bestehende Haus einer der drei Ehrengesellschaften. Früher hieß diese Straße einmal «Obertorgasse», dann «Obere Rheingasse», hierauf «Obere Rebgasse» oder ganz einfach «beim Rebhaus». Aus einer Urkunde von 1382 geht hervor, daß das Gesellschaftshaus an der Stelle von drei Hofstätten entstanden ist, die «ze Strasburg» hießen. Als Haus der Rebleute wird es erstmals 1404 genannt. Im bereits erwähnten «Methodus apodemica» von 1577 von Theodor Zwinger wird das «Rebhaus» mit «Andrion sodalitatis vinitorum» = «Trinkstube der Gesellschaft der Rebleute» bezeichnet. Diese waren nicht sonderlich mit irdischen Gütern gesegnet, was besonders auch daraus hervorgeht, daß der bauliche Zustand so bedenklich wur-



Mit Tusche gemalte Zeichnung des Verfassers.

Blick vom Café Spillmann über den Rhein. Mit Tusche gemalte Zeichnung des Verfassers.

de, daß in den 1760er Jahren dem Haus der Einsturz drohte. Einem Gesuch um 5000 Pfund für die nötigsten Reparaturen wurde von den «Gnädigen Herren» einer «Löblichen Haushaltung» nicht entsprochen, weil befürchtet wurde, daß andere ähnliche Wünsche laut werden könnten, «indem noch viele dies- und jenseitige Zunft- und Gesellschaftshäuser sich in gleicher Baulosigkeit befinden dürften . . .» So wurde von den «Gnädigen Herren» entschieden, daß «der schlimmen Folgen von dem Begehren abstrahiert und der E. Gesellschaft des Rebhauses überlassen werden sollte, sich selbsten nach ihrem Gutbefinden zu helfen». — Nach großen Schwierigkeiten wurden in der Folge andere Mittel und Wege gefunden, das wertvolle Haus vor dem Untergang zu bewahren; daß es sich bis in unsere Tage hat hinüberretten können, ist ein besonderer und ganz seltener Glücksfall. Das Gesellschaftshaus ist nach der letzten, in jüngster Zeit vorgenommenen Renovation zu neuer Pracht erstanden. — Der Tag der «Gesellschaft zum Rebhaus» fällt auf den 13. Januar.

Die dritte Gesellschaft «zum Greifen» besaß ihr Haus an der Greifengasse; dieses mußte mit andern im Herbst 1928 der Straßenkorrektion weichen. Der Hausname, von dem die Gesellschaft ihre Bezeichnung übernommen hat, ist älter als diese selbst. Die E. Gesellschaft besaß ihre erste Trinkstube im Haus «zum Baum» an der Utengasse; noch im 15. Jahrhundert führte sie diesen Namen. Zwischen 1429 und 1444 erwarb sie eine Liegenschaft an der Greifengasse; diese ist bereits 1363 urkundlich nachweisbar. Auch die angrenzenden Häuser, von denen das eine «zum kleinen Greiffen», später «zum goldenen Greiffen» hieß, kamen in den Besitz der Gesellschaft. Der Name Greifengasse geht in das 17. Jahrhundert zurück; 1427 hieß sie «die Gasse, als man von der Rhinbrugk wider Sant Claren uffhin gat», 1484 dann «Burgergasse», allerdings nur für das Teilstück Ochsengasse / Utengasse bis Untere Rebgasse. Die vordere Partie bis zur Brücke hieß bis 1861 noch «Krempergasse» oder «Krämergasse», erst nachher wurde der Name Greifengasse für den ganzen Straßenzug verwendet. — Der 27. Januar ist der Ehrentag der Gesellschaft «zum Greifen».

«Meister und Gesellen zum Gryffen» waren dem Kloster St. Alban in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts zinspflichtig, später, nach der Reformation, dem «Almosenamt», bis sie um 1540 sich endgültig ablösen konnten. Wichtig für das Gesellschaftshaus war das Jahr 1837, in welchem das Erdgeschoß mit den erforderlichen Räumlichkeiten dem Apotheker Joh. Christian Kellermann aus Thann vermietet wurde. Dieser Vermietung gingen jahrelange Verhandlungen voraus, die sehr heftig und lebhaft geführt wurden, denn die sieben Apotheker Großbasels erhoben lebhaft Protest gegen alle Argumente der vereinigten Gesellschaften Kleinbasels, die 1829 um Bewilligung zur Errichtung einer Apotheke nachgesucht hatten. Es wurde bestritten, daß die 4—6000 Seelen Kleinbasels eine eigene Apotheke benötigten; der Weg über die Brücke sei weder beschwerlich noch weit, und seit «der Hungaren Zeit sei die Communication nie abgeschnitten gewesen». Nach vielen Beratungen fand man einen Kompromiß, der von salomonischer Weisheit spricht, wonach «im Fall, wo eine der Großbasler Apotheken die Hand ändert, ohne an eine Witwe oder einen Erben in auf- oder absteigender Linie überzugehen, diese Apotheke innert zwei Jahren nach dem minderen Basel verlegt werden solle». Auch dagegen wurde Einspruch erhoben; man verwahrte sich «gegen das traurige Loos der Versetzung einer Apotheke ins Kleinbasel». Der Rat entschloß sich hierauf, «eine achte Konzession auszuschreiben und unter den Bewerbern steigerungsweise aufzurufen». Der Preis wurde auf 4000 Franken festgesetzt; der Erlös sollte zinstragend angelegt werden, damit zu gegebener Zeit eines der sieben Privilegien von Großbasel angekauft werden könnte. Die Erwartungen wurden übertroffen, Kellermann bezahlte für die Konzession 7700 Franken. Bis 1857 verblieb er im Gesellschaftshaus, dann verlegte er seine Offizin ins Haus «zum vorderen Kupferturm» an der Untern Rheingasse Nr. 5; 1902 zog dann die Apotheke, die in den Besitz der Familie Engelmann übergegangen war, ins alte Kleinbasler Richthaus gegenüber dem Café Spitz; seit 1921 befindet sie sich im kleinen reizvollen Haus Rheingasse Nr. 1.

Durch die Geschäftsverlegung Kellermanns verlor die «Ge-

sellschaft zum Greifen» ihre feste Mietzinseinnahme; so entschloß sie sich 1858 zum Verkauf der Liegenschaft, der ihr 70 000 Franken einbrachte. Die Käufer waren der frühere Braumeister auf der Burgvogtei Ludwig Dietrich aus Lörrach und der Bierbrauer Benjamin Merian-Heusler. Der Verkauf erfolgte unter der ausdrücklichen Bedingung, daß im Gesellschaftshaus kein Gewerbe betrieben, sondern nur eine Wirtschaft geführt werden dürfte. —

Wie oben erwähnt, war also eine Hauptursache des Aufblühens von Kleinbasel der Bau der Rheinbrücke; bald dürfte sich die selbständig auftretende Bürgerschaft zusammengefunden haben, durch gemeinsame Leistung aneinander gebunden, durch Beruf und Stellung zusammengeschlossen. Hier liegen die ersten Anfänge der «Gesellschaften», und zwar in Form von «Trinkstuben». Aber erst Ende des 14. Jahrhunderts werden in Kleinbasel drei Gesellschaften genannt. — Die erste Gesellschaft «zur Hären» führt im roten Wappen ein mit Ösen versehenes Fangnetz, eine «Häre» (= Vogelschlinge); ihr Wappenhalter ist der «Wilde Mann». Hier schlossen sich die Landbesitzer, Jäger und Fischer zusammen, später wurden auch andere Bürger, niedriger Adel und Handwerker aufgenommen. — Die zweite Gesellschaft erfaßte die Rebleute und Bauern; sie nannte sich «zum Rebhaus» und führte ursprünglich im Wappen ein weißes Rebmesser auf rotem Grund; später wechselte die Grundfarbe des Feldes auf grün, und die Zahl der Rebmesser stieg auf fünf. Schildhalter ist der Löwe. — Das Wappen der dritten Gesellschaft ist ein durchgehendes weißes Kreuz auf blauem Grund, der Wappenhalter ist der Vogel Gryff. Die Mitglieder sind ehemals wohl Lehensleute der Kleinbasler-Klöster gewesen, wie Müller, Gerber und Schleifer, die sich unter dem Schutze des Klosters angesiedelt hatten.

Jede Gesellschaft war verpflichtet, eine jährliche militärische Musterung durchzuführen. Nachher marschierte die Gesellschaft in Waffen und Harnisch durch die Gassen Kleinbasels, und vor mehr als 400 Jahren schon wurde damit begonnen, die Wappenhalter mitzuführen, den «Wilden Mann», den «Leu» und den «Vogel Gryff». Obwohl später

die militärischen Verpflichtungen und Musterungen für die Gesellschaften an Bedeutung verloren und mit der Zeit ganz wegfielen, erhielten sich die Umzüge der Ehrenzeichen bis zur Gegenwart; aus einem ernsten Anlaß ist ein heiterer geworden.

Im Jahre 1750 versetzte ein trauriger Vorfall beim Umzug des «Rebhauses» die Gemüter in heftige Bewegung und bot Anlaß zur Bekämpfung der Umzüge und «Mähli»; sogar von der Kanzel zu St. Theodor herab wurde geeifert und gewettert. In jenem Jahre erlag nämlich während des Umzuges ein lungenkranker Maurergeselle, der die Löwenmaske trug, einem Schlaganfall. Vier Jahre nachher erschien eine Streitschrift, dessen Verfasser aber seinen Namen nicht nennen wollte; er blieb unerkannt im Hintergrund. Wahrscheinlich stammt die Streitschrift aus der Feder von Pfr. Buxtorf zu St. Theodor, vielleicht aber auch von Diacon M. Merian. Darin stand zu lesen: «Wolmeinend Gespräch zwischen zween Burgern aus dem großen und kleinen Basel, wegen des jährlichen Umlauffens der sog. 3 Tiere des Löwen, Wildenmanns und Greifens in der Minderen Stadt auf den XX. Tag nach Weihnacht und 8 und 14 Tag hernach aus Anlaß eines sonderbaren Gerichts Gottes, welches im Jahr 1750, über den, so im Löwen gelouffen, ergangen. Jes. Cap. I. V. 16. Thut euer böses Wesen von meinen Augen.»

Mit großer theologischer Beredsamkeit versuchte der Verfasser nachzuweisen, daß das Verkleiden des Menschen in «Viehgewand» Sünde sei, daß diese Umzüge in den ausschweifenden Bacchanalien und Fasnachtsgreueln des alten Rom ihren Ursprung hätten und daß der Zorn des Himmels sichtbar geworden sei am Schlagfluß dieses Maurergesellen. Nachdem der erzürnte Verfasser mit schwerem Geschütz aufgefahren und auf die armen Ehrenzeichen eine große Zahl biblischer Zitate abgeschossen hatte, schloß er drohend mit dem Spruche Salomos (9. 6): «Verlasset das alberne Wesen, so werdet ihr leben, und gehet auf dem Wege des Verstandes.»

Unerwartet aber erwuchs dem geistlichen Herrn aus den eigenen Reihen ein ebenbürtiger Gegner, der, obwohl ebenfalls anonym bleibend, als Waisenhauspfarrer Professor J. J.

Spreng erkannt werden konnte. Diese zweite Streitschrift, die den Titel: «Bessergemeinte Gedanken über ein wolmeinend Gespräch . . .» und das Datum: «Glarus, den 13. Jenner 1775», trug, erschien deshalb ohne Namen, weil der durch seine freie Meinungsäußerung ohnehin im alten Basel nicht sonderlich beliebte Pfarrherr seiner Stellung nicht schaden wollte. Äußerst gewandt parierte er mit spitzer Feder die Angriffe seines Amtsbruders und suchte seinerseits nachzuweisen, daß die Ehrenzeichen ihren Ursprung bei den Wappenherolden des Mittelalters hätten. — Diesen beiden Schriften folgte sogar noch eine weitere von einem dritten, ebenfalls unbekannt gebliebenen Verfasser, ein «Schreiben eines Kleinbaslers an löbliche Drey Gesellschaften der mindern Stadt Basel, ihre wahrhaften Ehrenzeichen zu behaupten 1755». Auch dieser Verfasser verfocht lebhaft den alten Volksbrauch, kritisierte aber die Gestalt des Löwen und verlangte, daß der Wolf umlaufen sollte, der ja auch das Wappentier der Rebleuten-Zunft im Großbasel sei. Die drei Schriften hatten zur Folge, daß sich zwei Lager im Kleinbasel bildeten; eine Gruppe verwarf den Umzug als heidnisches Unwesen, die andere hielt an der Beibehaltung des alten Brauches fest. Nur am Mahl, das regelmäßig stattfand, saßen die feindlichen Brüder friedlich zusammen und gaben sich gemeinsam den Genüssen von Küche und Keller hin. Schließlich siegte die Gruppe der Verfechter des Umzuges, der sich glücklicherweise bis zum heutigen Tag erhalten konnte. — Der Zug der Ehrenzeichen ins Waisenhaus aber, wo sie regelmäßig jedes Jahr tanzen, ist als Ausdruck des Dankes zu deuten an den mutigen Verfechter des alten Volksbrauches, an den Waisenhauspfarrer J. J. Spreng.

Die drei Figuren sind jede in ihrer Art von großartiger Wirkung, alle haben einen gewissen mythologischen Hintergrund. Der «Wilde Mann» ist ein zottiger, grüner Wald- oder Vegetationsdämon mit Tannenbäumchen, mit kupferner Maske, mit Epheukranz um Kopf und Lenden und roten, frischen Äpfeln im Grün. Er kann als Sinnbild der in der Natur waltenden Wachstumskräfte gedeutet werden, insbesondere da er den Strom heruntergefahren kommt: Fruchtbarkeit

vom Wasser hergetragen. Aus dem vielleicht unbewußten Ahnen dieser Zusammenhänge sollen junge kinderlose Frauen dem «Wilden Mann» etwa einen Apfel zu stehlen versuchen.

Der Löwe (Baseldeutsch: Leu oder Ley) mit herrlicher Lockenmähne, weniger als dämonische Gestalt bekannt, trägt in seiner linken Krallenpfote einen grün-weißen Stab, der dem Basler «Lasterstecken» ähnlich sieht, den einst böse Mäuler zur Strafe tragen mußten. — Der Greif ist der größte und eindrücklichste der drei Gestalten; wie ein Wesen der Urzeit stolziert er Ehrfurcht gebietend, würdig und steif einher. Ein grüner Schuppenpanzer bedeckt den hohen Hals und die Brust, und bedrohlich schaut der Gryff in die Welt. Okkergelbes Leder umhüllt Arme und Beine, und zwei zackige Flügel wachsen auf seinem Rücken; in seiner Linken hält er den blau-weißen Stab, während er mit der Rechten vornehmlässig grüßt. Der Greif dürfte heraldischen Ursprungs sein; als Basilisk ist er der Schildhalter des Basler Wappens. Den Zug der Ehrenzeichen begleiten drei «Ueli» in gestreiften Narrengewändern und Schellenkappen. Immer wieder schwärmen sie umher und sammeln Geld in Büchsen für bedürftige Kleinbasler. Vor noch nicht allzulanger Zeit hat sich ein vierter Ueli, in den Stadtfarben schwarz und weiß gekleidet, zu ihnen gesellt.

Schon mehrere Wochen vor dem großen Tag beginnen für «das Spiel» die Tanzproben. Jedes Ehrenzeichen hat den eigenen Tanz und Rhythmus, der seit undenklichen Zeiten immer gleich blieb. Für den Tanz des «Wilden Mannes» besorgt der Förster aus dem Bettingerwald zwei bis drei Tännlein, da ein einziges kaum ausreichen würde. Für die ganze Organisation des reich befrachteten Tages ist der Spielchef verantwortlich, z. B. dafür, wann und wo getanzt wird. Das ganze «Spiel» umfaßt zwanzig Mann.

Die Festlichkeiten des Tages beginnen schon am Morgen. Seit 1941 ist der «Wild-Maahorscht» an der äußeren Grenzacherstraße Ausgangspunkt der Talfahrt. — Schon frühzeitig versammelt sich dort die Prominenz, der «Wilde Mann», die Trommler und die Fahnen der «Hären» und der vorsitzenden Gesellschaft. Über zwei Weidlingen liegt ein Bretterboden,

sodaß ein floßähnliches Fahrzeug entsteht. Dieses stößt punkt 11 Uhr vom Ufer ab, und unter Trommelwirbeln und ständigem Böllerkrachen fährt die Gesellschaft den Rhein hinunter. Die Mörser befinden sich an den Spitzen der Weidlinge. Während der ganzen Fahrt, die etwas unterhalb der Mittleren Brücke endet, tanzt der «Wilde Mann» nach einem Trommelmarsch, und zwar immer mit dem Rücken gegen Großbasel. Damit soll der Protest der Kleinbasler gegen den ehemaligen «Lällekenig» am längst verschwundenen Rheintor zum Ausdruck gebracht werden. Zum Empfang beim «Kleinen Klingental» finden sich «Leu» und «Greif» ein, begleitet von den «Ueli», der dritten Gesellschaftsfahne und Trommlern. Nach einem Frühtrunk ziehen die drei Ehrenzeichen zum «Käppelijoch»; jedes «Tier» tanzt genau auf der Mitte der Brücke allein, jedes nach besonderem Rhythmus: der «Leu» im «Schottisch-Takt» in raschen Bewegungen ringsum den «Leuedanz», der «Greif» feierlich und würdig einherstelzend den «Gryffedanz»; der «Wilde Mann» aber bewegt sich mit eigenartigen Körperverrenkungen, das Tännchen mit den Wurzeln nach oben in den Händen drehend. Das ist das «Wildmannedänzli»: «Würzelen». Des Verkehrs wegen mußte der früher schlags 12 Uhr beginnende Tanz um eine Viertelstunde vorverlegt werden, denn noch immer verfolgen unzählige Basler der mindern und mehreren Stadt, jung und alt, das einmalige Ereignis.

Früher folgte hierauf der Tanz auf der «Café Spitz»-Terrasse vor dem vorsitzenden Meister. Im Laufe des Tages wiederholen sich die Tänze im Waisenhaus und vor den Häusern der beiden Mitmeister, Statthalter und übrigen Vorgesetzten. Der eigentliche Höhepunkt des Festtages aber ist der Tanz im Saale, wo Meister, Vorgesetzte und Gesellschaftsbrüder der drei Ehrengesellschaften bei fröhlichem Mahle beisammen sitzen; nirgends und nie fühlen sich alle so sehr als Kleinbasler als gerade in diesem Augenblick. Das «Spiel» aber zieht ab 19 Uhr, von der von Steckenlaternen beleuchteten «Olympia» begleitet, bis in die späte Nacht hinein durch die Gassen und Straßen der «Minderen Stadt», und groß ist die Zahl der Burschen nicht nur aus dem Kleinbasel, die sich mit Be-

geisterung trotz Wind und oft bissiger Kälte den Ehrenzeichen anschließen, die Symbol sind für ein altes, wehrhaftes Kleinbasel.

Mit dem Verschwinden des «Café Spitz» hat sich notgedrungen allerlei geändert. Das Mähli ist in die Mustermesse verlegt worden; wohl ist der Saal dort viel größer als im Café Spitz, aber bei aller Unzulänglichkeit besaß dieser eine ganz bestimmte Atmosphäre — sein cachet. Es liegt aber im Wesen jeden Seins, daß sich alles wandelt, und wenn man in alten Berichten und Chroniken blättert, stößt man auf dies und jenes, das längst der Vergangenheit angehört und von dem nur noch wenige wissen.

So wird von einem alten Brauche erzählt, der noch in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts an den «Rebhaus»-Festtagen üblich war. Damals führte der «Ueli» den «Leu» an einer Kette durch die Gassen Kleinbasels. Dafür erhielt der «Ueli» als Lohn etwas Kleingeld und einen Braten. Dieser wurde feierlich vor ihm her dreimal um den Rebhausbrunnen getragen; beim dritten Mal riß sich der «Leu» los und warf den «Ueli» in den Brunnen. — Dieses Umkreisen des Brunnens ist als alte Kulthandlung auch andernorts in der Schweiz nachweisbar, so in Rheinfelden, im Berner Jura, in Rapperswil und Klingnau. Brunnentaufe oder Brunntauche ist aber gewiß heidnischen Ursprungs. — Zweifellos mußte dieser «Ueli» über eine robuste Natur verfügen, um das Bad im eiskalten Wasser zu ertragen. Immerhin ist den Kleinbaslern eine gewisse Rauheit und Originalität nicht abzusprechen, doch unter mancher harten Schale verbirgt sich schamhaft ein gutes und warmes Herz. Tatsache ist, daß zu allen Zeiten im «Café Spitz» immer wieder originelle Köpfe und komische Käuze verkehrt haben.

Ein ganz besonderes Original, Willy Roth war sein Name, gehörte vor etwa vierzig Jahren zum «Spiel»; obwohl er schon seit einigen Jahrzehnten sein bescheidenes Erdendasein verlassen hat, lebt er noch heute in der Erinnerung alter, würdiger Gesellschaftsbrüder. Er war nicht eigentlicher Gesellschaftsbruder, sondern eher ein allzeit hilfsbereiter guter Geist; er wirkte auf dem Floß nicht als stolzer Kanonier, der

mit herrlichem Krachen die Böllerschüsse in die Luft jagte, sondern er geisterte auf einem unteren Rang umher als bescheidener «Luntewermer». Seine heimatlichen Zelte hatte dieser ehemalige biedere Bäcker im Nachbarhaus des Gasthofes «zur Sonne» an der Rheingasse aufgeschlagen, wo er ein kleines Junggesellenzimmer bewohnte. Ob Willy Roth wußte, daß er in einer berühmten Gasse wohnte, wo nämlich der bedeutende Druckermeister Johannes Amerbach, der Begründer des Amerbachschen Kabinettes, am 8. Juni 1482 «Haus und Hofstatt genannt Keyserstul zu mindern Basel in der Ryngassen» um 80 Gulden erwarb, ist nicht ganz sicher nachgewiesen. (Nr. 23, neben Hotel «zur Sonne».) Irgend einmal gestand der in bestem Mannesalter stehende Junggeselle seinen Freunden, daß er gedenke in den heiligen Stand der Ehe hinüberzuwechseln; er nannte auch gleich Tag und Stunde des großen Ereignisses. Die ganze Rheingasse fand sich am Morgen des denkwürdigen Tages beim Gasthof «zur Sonne» ein, um teilzuhaben am Glück des strahlenden Paares. Die Erkorene war eine währschafte Kellnerin aus dem Gasthof. Der Bräutigam in feierlichem Gehrock und Zylinder geleitete seine in unschuldiges Weiß gekleidete Braut zur Zweispänner-Chaise vor dem Gasthof «Zur Sonne», und hold umspielte der Schleier die jungfräuliche Gestalt, als sie im Wagen Platz nahm. Dem glücklichen Paar gegenüber saßen zwei Dienstmänner in blauer Bluse und Mütze; sie waren die Trauzeugen. Groß war die Freude an der Rheingasse, tout Petit-Bâle gab dem Wagen Geleit, und lustig winkten die farbigen Federbüsche auf den Köpfen der Rosse, die das Paar dem Glück und dem «Domhof» entgegenzogen. Gerührt ob so viel Herzlichkeit der ganzen Umgebung erhob sich der Bräutigam von seinem Sitz wohl hundertmal, um huldvoll mit Verbeugung nach links und rechts immer wieder zu grüßen, wie der würdige Vogel Gryff es persönlich an seinem Ehrentag tut. Kleiner wurde die Zahl der Begleiter auch nicht, als die Chaise über die Mittlere Brücke fuhr in Richtung Freiestraße, Bäumleingasse, Rittergasse. Und auf dem Münsterplatz und vor dem «Domhof» drängte sich die bewundernde Menge dermaßen, daß die Polizei eingreifen

und für Ordnung sorgen mußte. Langsam und feierlich zog das prächtige Paar in Begleitung der beiden strammen blauen Trauzeugen in den Domhof. — Doch, was war geschehen? Kaum waren sie im Domhof verschwunden, traten sie schon wieder heraus! Lautlose Stille legte sich über den Platz und die Menge, als der Bräutigam die Hand erhob, um anzudeuten, daß er eine Erklärung abgeben wolle. Und diese lautete: «I ha numme welle luege wie's eim z'Muet isch, wemme hirotet!» — Wegen Störung der öffentlichen Ordnung mußte der Arme dem Staat eine Buße bezahlen. Diese belastete sein ohnehin nicht immer ausgewogenes Budget noch mehr, denn auch dem «Kostüm-Kaiser» mußte er Miete für den entliehenen Gehrock und das Brautgewand bezahlen.

Es war Willy Roth nicht gegeben, sein ganzes Leben in einer dunklen Backstube zu verbringen; es zog ihn, den Kleinbasler, in die Weite. Er wechselte seinen Beruf und wurde Schlafwagenkontrolleur. Aber auch dieser delikate und unterhaltsame Beruf hat seine Schattenseiten; besonders dann werden diese schmerzlich empfunden, wenn der Dienst ausgerechnet am gleichen Tag die Begleitung eines Zuges nach Genua vorschreibt, an dem die drei Ehrengesellschaften eine Reise nach Twann am Bielersee unternehmen. Einem Urlaubsgesuch wurde nicht entsprochen; Willy mußte nach Genua fahren. Sein echtes Kleinbasler-Herz war tief betrübt, daß ihm die verheißungsvolle Fahrt an die blauen Gestade des Sees versagt sein sollte; er suchte nach Mitteln und Wegen, dennoch nach Twann zu gelangen. Als der Zug nach Genua in Luzern einen ersten Aufenthalt hatte, war Willys Plan herangereift. Er verließ mit den aussteigenden Fahrgästen völlig unbemerkt den Zug, tauchte unter in der Masse der vorwärtsstrebenden Menge und ward nicht mehr gesehen. Wie er es fertigbrachte, auf einer Lokomotive in wenigen Stunden Twann zu erreichen, bleibt ein Geheimnis, und für alle Zeiten bleibt es ein Rätsel, wie Willy es bewerkstelligte, auf dem kleinen Ruderboot einen Mörser zu postieren. Gerade als die Gesellschaftsbrüder sich mit Eifer den Genüssen der vorzüglichen Küche des Hotels «zum Bären» hingaben und den edlen Weißwein schlürften, kreuzte er vor dem statt-

lichen Gasthof auf. Tiefste Befriedigung lag auf seinem Schlafwagenkontrolleur-Gesicht — jetzt war er Kanonier! — Da — mitten in das heitere Geklimper der Fischgabeln und das vergnügliche Klirren der Weingläser im Hotel «Zum Bären» krachte plötzlich ein fürchterlicher, ohrenbetäubender Schuß! Eine große weiße Rauchwolke verzog sich nur langsam, und den mit Gepolter von ihren Stühlen hochgefahrenen Gesellschaftsbrüdern bot sich ein eigenartiger Anblick. Der bescheidene Kahn war geborsten; von Willy war in diesem Augenblick nichts mehr zu sehen, die Fluten hatten ihn verschluckt. Für diesen Schuß war das Boot zu schwach gewesen, Willy und Mörser waren im See versunken und über ihnen schlugen die Wellen zusammen. Dem Himmel aber sei's gedankt: der Kanonier tauchte wieder auf, und da das Boot nicht gerade über Untiefen geschwommen hatte, war Rettung sogleich möglich. Tropfend entstieg der tapfere Mann dem kühlen Naß und wurde begeistert begrüßt und ausgiebig gestärkt, nachdem die gütige Wirtin ihm trockenes Zeug zur Verfügung gestellt hatte. — Aber auch dieser Heldentag hatte schwere Folgen für Willy Roths Geldbeutel: wegen unerlaubten Verlassens des Dienstes mußte er eine saftige Buße auf sich nehmen. Den erbosten Schiffvermieter half der mildtätige Seckelmeister weitgehend zu befriedigen.

Ein weiteres Original war Achilles Lotz-Trueb, um die Jahrhundertwende im «Café Spitz» eine bekannte Persönlichkeit und zudem Vorstandsmitglied «zum Greifen». Er besaß eine Seidenfärberei an der Rheingasse; das Haus, das nahe dem heutigen «Hotel Hecht» lag, hatte gegen den Rheinweg eine Holzlaube, auf der die Seidenstrangen zum Trocknen aufgehängt wurden. In der Färberei waren zwei Feuerkessel und zwei Kamine, die, wie allgemein üblich, regelmäßig gerußt werden mußten. Doch Lotz verweigerte einmal diese Prozedur mit der Begründung, daß Feuerkessel und Kamine nicht benützt worden seien. Nach vielen Händeleien und Schreibereien wurde Lotz zur Verantwortung vor Gericht geladen. Als er den Gerichtssaal betrat, zog er an einer langen Schnur sein Portemonnaie hinter sich her, schritt langsam dem Gerichtspräsidenten entgegen, schaute aber immer wieder zurück und

sagte laut und vernehmlich: «Aber so kumm doch, kumm scheen, sie wän jo di, nit mi!» — Er mußte eine Buße bezahlen. Achilles Lotz war zweifellos ein streitbarer Herr, denn auch im Vorstand der Ehrengesellschaften prallten die Meinungen heftig aufeinander, als man bereits im Jahre 1903 (!) hitzig über einen Neubau des Café Spitz diskutierte. Lotz wußte seine Argumente mit weithin hörbarer Stimme vorzubringen und dürfte auch mit echt kleinbaslerischen Kraftausdrücken und Liebenswürdigkeiten nicht gespart haben, bis der Vorstand ihm kurzerhand das Betreten des Hauses «Café Spitz» verbot. Diese Verfügung traf den starken Mann sehr hart; es ging ein fürchterliches Gewitter nieder, und gleich einem erzürnten Zeus schleuderte er die Blitze seines gerechten Zornes mit Wucht dem Vorstand ins Gesicht, und grollend schwor er, Mittel und Wege zu finden, die ihn wieder ins «Café Spitz» zurückführen würden. — Und er fand sie! Als am nächsten Sonntagmorgen verschiedene Gesellschaftsbrüder, wie üblich, im «Café Spitz» beim Frühschoppen saßen und mit beachtlicher Ausdauer blaue Rauchwölklein von sich bliesen, ging plötzlich die Türe auf und herein ritt, hoch zu Roß, Herr Achilles Lotz. Wie ein sieghafter Erzengel Michael blickte er stolz von seiner Höhe auf das niedere Fußvolk ringsum, dirigierte sein edles Streitroß vor das Buffet und ließ sich dort von der leicht verängstigten, sauersüß lächelnden Dame, ein Glas Wein reichen. Ohne vom Pferd zu steigen leerte er das Glas in einem Zuge und verließ siegesbewußt die Stätte, die ihm zu «betreten» verboten war. Die Streitfrage wurde dem Bürgerrat unterbreitet, der in solchen Dingen zuständig ist, und dieser — oh Wunder — gab Achilles Lotz Recht. Der also leicht blamierte und etwas angeschlagene Vorstand hielt es der Ehre halber für richtig zurückzutreten; nur zwei verblieben: Noldi Vest, der spätere Meister zum «Rebhaus», und Schneidermeister Hungerbühler. Die Ausgetretenen stifteten einen Becher, den sog. «Händelbecher», der sinnigerweise einen Vogel Gryff zeigt, der das Bein hochzieht, weil eine kleine Schlange ihn beißt. Diese heißt heute noch «Lotze-Schlängli». — Immer fanden sich Gäste aus allen Kreisen im «Café

Spitz» ein, viele als Stammgäste. So trafen sich hier lange Zeit immer morgens zur selben Zeit zwei Freunde: Dr. Rudolf Merian aus der «Sandgrube» und Herr Staehelin-von Ensberg, der eine heute längst verschwundene Villa an der Riehenstraße besaß. Diese beiden Herren ließen sich täglich eine halbe Flasche Champagner in einer Karaffe servieren. Sie wünschten nicht, daß die Gäste an den andern Tischen es merken sollten, daß sie schon am Morgen Champagner genehmigten, denn «das goht wirgglig gar niemeds nit a». — Der Sohn des Herrn Staehelin wurde später Basler Denkmalpfleger.

Ein weiterer prominenter Gast, der alle Tage am Nachmittag das «Café Spitz» aufsuchte, war der Denkmalpfleger Dr. Rudolf Riggenbach, bekannt unter dem liebevollen Namen «Dingedinge». In seiner ganzen Erscheinung und in der Art sich zu geben war er ein «Original», und es paßte durchaus dazu, daß er fast täglich bis sieben Uhr abends sich der helvetischen Kunst des Jassens widmete, um nachher bis tief in die Nacht hinein im nahen «Klingental-Museum» zu arbeiten, über irgendeine neuentdeckte Wandmalerei zu berichten oder mit Leidenschaft für ein gefährdetes Haus sich einzusetzen. Aber nicht nur Basel genoß die Liebe dieses alten Herrn mit seinem struppigen grauen Bart, auch im Wallis war er eine ebenso bekannte wie gerngesehene Gestalt, denn er scheute weder Arbeit noch mühevolle Ritte auf dem Maulesel, um die Kunstschätze dieses Bergkantons aufzusuchen und vor dem Untergang zu retten. Wie bekannt er dort war, illustriert eine Episode, die sich in einem kleinen Dörflein auf der Riederalp zutrug. Dr. Riggenbach hatte erfahren, daß im dortigen Kirchlein eine Glocke das Bild von Kardinal Schinner trage. Kaum war er dort angekommen, stürmte er ungestüm die schmale, steile Holztreppe hinauf, zwängte seine Körperfülle ungelenk unter den staubigen Balken durch und verursachte ein fürchterliches Gepolter, das bis in den Kirchenraum drang, wo eben der Pfarrherr den Kindern Unterricht erteilte. Erschrocken hielt der Pfarrer inne, ging bis zur Turmtreppe und rief laut hinauf: «Entweder sid Ihr der Difel oder der Riggebach vo Basel!»

Das «Café Spitz» wird also neu erstehen; es wird am selben Ort stehen wie früher, wo man einen herrlichen Blick genießt vom Münster bis St. Martin; diese Aussicht begeistert nicht nur Basler, sondern hat schon vor vierzig Jahren den bekannten Freiämter Dichter Robert Stäger entzückt, als er während seiner Studienzeit in einer «Bude» im Café Spitz hauste:

Wäiß sälber need, am Basler Rhy,
do tunkt's mi chönnt's nie schööner sy
as früe bem eerschte Sunnestraal.
De Himmel ischt no chalt und faal,
und alls isch still . . . no niemer wach,
nur vo der Martins-Chile s Tach
weerd langsam root. Um s Zyt es Gflimmer,
iez uf em Rhy e Silberschimmer.
Es lüütet nöime, wäiß ned woo,
und s Gglüüt, wi stimmt's mer s'Herz so froo!
Zwöi Mäitschi laufid über d Brugg . . .
und luegid zrugg.